

Unrast

Eine Erzählung

von

Olga Tokarczuk

Aus dem Erzählband „Unrast“ von Olga Tokarczuk
In der Übersetzung von Esther Kinsky

Erschienen bei Schöffling & Co
2009

In der Nacht steigt die Hölle über der Welt auf. Zuerst verzerrt sie den Raum, macht alles enger, massiver, unbeweglicher. Einzelheiten verschwinden, Gegenstände verlieren ihr Gesicht, werden massig und unscharf, wie merkwürdig, dass man tagsüber von ihnen sagen kann, sie seien »schön« oder »nützlich«; jetzt erinnern sie an unförmige Klumpen, deren Zweck schwer zu erraten ist. Doch in der Hölle ist alles unwirklich. Diese ganze Formenvielfalt des Tages, das Vorhandensein von Farben und Nuancen erweist sich als völlig leer - wozu das alles? Welchen Zweck haben die cremefarbenen Sesselbezüge, das Blattmuster der Tapete, die Fransen am Vorhang? Welche Bedeutung hat das Grün des Kleides, das über der Stuhllehne hängt; der begierige Blick, der es gestreift hat, als es noch in der Auslage des Geschäftes hing, lässt sich jetzt kaum noch begreifen. Es hat keine Knöpfe, Ösen, Häkchen mehr, im Dunkeln ertasten die Finger nur noch Auswölbungen, Unebenheiten, Ballungen harter Materie.

Dann zieht die Hölle gnadenlos aus dem Schlaf empor. Manchmal drängt sie beängstigende Bilder auf, die grässlich oder höhnisch sind, zum Beispiel einen abgetrennten Kopf, den Körper eines geliebten Menschen in einer Blutlache, menschliche Knochen in einem Aschehaufen - o ja, sie liebt es, Schrecken einzujagen. Doch am häufigsten weckt sie einen einfach ganz ohne Umschweife auf, die Augen öffnen sich ins Dunkel, ein Gedankenstrom setzt ein, der Blick, der ins schwarze Nichts geht, ist ihre Vorhut. Das nächtliche Gehirn ist Penelope, die nachts den tagsüber sorgfältig gewebten Teppich des Sinns wieder auftrennt. Manchmal ist es ein Faden, manchmal sind es mehrere, ein kompliziertes Muster zerfällt in seine Grundbestandteile von Kette und Schuss, die Kette fällt, es bleiben nur noch parallele Linien, der Strichcode der Welt.

Dann wird es offenbar: Die Nacht gibt der Welt ihr ursprüngliches natürliches Aussehen zurück, sie erfindet nichts; der Tag ist die Extravaganz, das Licht - nur eine kleine Ausnahme, ein Versehen, eine Störung der Ordnung. In Wirklichkeit ist die Welt dunkel, fast schwarz. Bewegungslos und kalt.

Sie sitzt starr aufgerichtet im Bett, zwischen den Brüsten kitzelt ein Schweißtropfen, das Nachthemd klebt an ihr wie eine alte Haut, die sie bald abstreifen wird. Annuschka lauscht ins Dunkel und hört aus Petjas Zimmer ein leises Wimmern. Mit den Füßen sucht sie nach den Pantoffeln, gibt aber bald auf. Lieber läuft sie schnell barfuß zu ihrem Sohn. Neben ihr im Bett erkennt sie die dunklen Umrisse eines Menschen, der sich ächzend rührt.

»Was ist?«, fragt ihr Mann schlaftrunken und lässt den Kopf resigniert wieder aufs Kissen sinken.

»Nichts. Petja.«

Sie knipst die kleine Lampe im Kinderzimmer an und sieht sofort seine Augen. Sie sind ganz wach, blicken sie aus den dunklen Höhlen an, die das Licht auf seinem Gesicht entstehen lässt. Sie legt ihm die Hand auf die Stirn, instinktiv, wie immer. Die Stirn ist nicht heiß, sie ist schweißnass und kühl. Behutsam bringt sie den Jungen in Sitzhaltung und massiert ihm den Nacken. Sein Kopf sinkt auf ihre Schulter. Annuschka spürt den Geruch seines Schweißes, sie erkennt den Schmerz darin, denn das hat sie schon gelernt: Petja riecht anders, wenn er Schmerzen hat.

»Hältst du es bis zum Morgen aus?«, fragt sie flüsternd, liebevoll, doch sofort wird ihr klar, wie dumm diese Frage ist. Warum sollte er aushalten? Wozu? Sie greift nach den Tabletten auf dem Nachttisch, drückt eine aus der Folie und steckt sie dem Jungen in den Mund. Dann ein Glas mit lauwarmem Wasser. Der Junge trinkt, verschluckt sich, sie lässt ihn noch einmal trinken, diesmal vorsichtiger. Die Tablette beginnt sofort zu wirken, sie legt den kraftlosen Körper auf die rechte Seite, zieht ihm die Knie bis zum Bauch an, sie hat immer das Gefühl, dass diese Haltung für ihn am bequemsten ist. Sie legt sich zu ihm auf den Bettrand und drückt den Kopf an seinen mageren Rücken. Sie hört, wie die Luft Atem wird, wie sie in seine Lungen strömt und wieder in die Nacht hinaus entweicht. Sie wartet, bis dieser Prozess seinen leichten, automatischen Rhythmus gefunden hat, dann steht sie leise auf und geht auf Zehenspitzen in ihr Bett zurück. Sie würde lieber bei Petja im Zimmer schlafen, so wie früher, bevor ihr Mann zurückkam. So war es besser,

sie war ruhiger, wenn sie beim Einschlafen und Aufwachen das Gesicht dem Kind zugewandt hatte. Sie brauchte nicht jeden Abend das eheliche Doppelbett auszuziehen, sollte es ruhig leer bleiben. Aber Ehemann ist Ehemann.

Vor vier Monaten war er zurückgekommen. Nach zwei Jahren. Er kam in Zivilkleidung, in denselben Sachen, die er anhatte, als er fortging. Inzwischen waren sie nicht mehr modern, dabei hat er sie offensichtlich gar nicht benutzt. Sie schnupperte daran, sie rochen nach nichts, höchstens ein wenig nach Feuchtigkeit, sie hatten diesen Geruch der Starre, nach dem doppelt und dreifach verschlossenen Magazin.

Er war ein anderer, als er zurückkam, das merkte sie gleich, und er blieb auch so anders. In der ersten Nacht untersuchte sie seinen Körper, auch der war ein anderer geworden. Fester, größer, muskulöser, doch auch seltsam schwach.

Sie ertastete eine Narbe auf seiner Schulter und unter den Haaren, die sichtbar schütter und grau geworden waren. Seine Hände waren massig geworden, die Finger dick, als hätte er körperliche Arbeit verrichtet. Sie legte sie auf ihre nackten Brüste, doch die Hände blieben unentschlossen. Sie versuchte, ihn mit der Hand zur Liebe zu verlocken, aber er blieb so still liegen und atmete so flach, dass sie sich genierte.

Nachts erwachte er oft mit einem kehligen, rasenden Schrei, setzte sich im Dunkeln auf, kurz darauf verließ er das Bett und ging zu der Schrankwand, wo die Getränke standen, schenkte sich Schnaps ein. Danach roch er nach Äpfeln. »Fass mich an, fass mich an«, bat er dann.

»Sag mir, wie es dort war, davon wird dir leichter, sag es mir«, flüsterte sie ihm ins Ohr, wollte ihn mit ihrem heißen Atem verführen.

Aber er sagte nichts.

Während sie sich mit Petja beschäftigte, lief er in seinem gestreiften Schlafanzug in der Wohnung umher, trank Kaffee, der so stark war, dass er einen umhauen konnte, schaute aus dem Fenster auf die Siedlung. Dann kam er ins Zimmer des Jungen. Manchmal hockte er sich neben ihn und versuchte, Kontakt zu ihm zu finden. Später schaltete er den Fernseher an und zog die gelben Vorhänge vor, so dass das Tageslicht kränklich, dicht,

fiebrig wurde. Er zog sich erst nachmittags an, kurz bevor die Pflegerin zu Petja kam, aber auch das nicht immer. Manchmal schloss er einfach die Tür, der Ton des Fernsehers wurde undeutlich, wurde zu einem zermürbenden Rauschen, einer Aufforderung zu einer Welt, die allen Sinn verloren hatte.

Das Geld kam regelmäßig, jeden Monat. Sogar reichlich, genug für die Medikamente für Petja, für seine Pflegerin, für den selten benutzten Rollstuhl.

Heute wird sie sich nicht mit dem Kind befassen, heute hat sie ihren Ausgehtag. Gleich kommt ihre Schwiegermutter, es ist nie klar, ob sie mehr ihres Sohnes oder ihres Enkels wegen kommt, ob sie sich dem einen mit größerer Zärtlichkeit widmet oder dem anderen. Sie stellt die karierte Plastiktasche hinter der Wohnungstüre ab und zieht einen Kittel aus Nylon und Schlappen heraus, ihre Hauskleidung. Sie schaut bei ihrem Sohn ins Zimmer, fragt etwas, er antwortet Ja oder Nein, ohne den Blick vom Fernseher zu wenden. Sonst nichts, sie hat nichts zu erwarten, sie geht zum Enkel. Sie muss ihn waschen und füttern, das durchgeschwitzte und vollgepinkelte Bettzeug wechseln, ihm die Medikamente geben. Dann die Waschmaschine anschalten und mit dem Kochen beginnen. Danach Spielen mit dem Kind, wenn das Wetter schön ist, kann sie den Jungen auf den Balkon tragen, obwohl es von dort nicht viel zu sehen gibt - Wohnblocks, die wie große graue Korallenriffe eines ausgetrockneten Meeres, von beweglichen Organismen bevölkert, am verschwommenen Horizont der großen Stadt, des riesigen Moskau, stehen. Doch der Junge hebt den Blick immer zum Himmel, heftet ihn an die Bäuche der Wolken und wandert mit ihnen, bis sie außer Sichtweite sind.

Annuschka ist ihrer Schwiegermutter für diesen einen Tag in der Woche dankbar. Beim Hinausgehen küsst sie flüchtig die weiche, samtige Wange. Mehr sehen sie nicht voneinander, immer nur kurz in der Tür, schon läuft sie die Treppe hinunter, je weiter unten sie ist, desto leichter fühlt sie sich. Den ganzen Tag hat sie vor sich. Doch sie nutzt ihn nicht nur für sich, sie hat einiges zu erledigen. Sie bezahlt Rechnungen, macht Einkäufe, besorgt Rezepte für Petjas Medikamente, geht auf den Friedhof und fährt schließlich ans andere Ende dieser riesigen

unmenschlichen Stadt, um im Dunkeln zu sitzen und zu weinen. Es ist in der Tat eine lange Fahrt, überall sind Staus, zwischen anderen Menschen eingezwängt betrachtet sie aus den Autofenstern die großen Autos mit abgedunkelten Scheiben, die mühelos und wie durch Teufelswerk vorankommen, obwohl alles andere steht. Sie blickt auf die Grünanlagen, wo es von jungen Leuten wimmelt, auf die Marktstände mit billigen chinesischen Waren. Am Kiewer Bahnhof muss sie immer umsteigen; auf dem Weg von der unterirdischen Haltestelle nach oben kommt sie an unzähligen Menschen vorbei. Doch niemand erscheint ihr so auffallend, so anrührend wie die merkwürdige Gestalt am Ausgang, vor dem provisorischen, dicht mit schreienden Reklamen beklebten Zaun, der die Baugrube und Fundamente eines angefangenen Gebäudes verdeckt.

Diese Frau dort geht im Kreis auf einem Streifen Niemandsland zwischen der Mauer und den frisch verlegten Gehsteigplatten. So wird sie Zeugin des unablässig vorüberziehenden Menschenstroms, sie nimmt diese Parade müder, hastender Passanten ab, von denen die meisten sich hier erst auf halbem Wege zwischen Zuhause und Arbeit, zwischen Arbeit und Zuhause befinden, hier ist die Umsteigehaltestelle zwischen Metro und Autobus.

Sie ist eigenartig gekleidet, alles Mögliche hat sie an: Hosen, darüber mehrere Röcke, die so geschichtet sind, dass der eine unter dem anderen hervorschaut. Ihre Oberbekleidung ist ähnlich, sie besteht aus zahlreichen Hemden, Pullundern, Westen. Und über allem eine alte graue wattierte Jacke, Gipfel der raffinierten Schlichtheit, Anklang an ein fernöstliches Kloster oder ein Arbeitslager. Das alles zusammen hat aber einen ästhetischen Sinn, ja es gefällt Annuschka sogar, die Farben scheinen mit Bedacht aufeinander abgestimmt; vielleicht ist es keine persönliche Wahl, sondern die Haute Couture der Entropie, der verblichenen Farben, des Spleißens und Verschleißens.

Doch am merkwürdigsten sind der Kopf - auf einem stramm um die Stirn gewickelten Stoffstreifen sitzt eine Kappe mit Ohrenschützern - und das verdeckte Gesicht, von dem nur der unentwegt Flüche ausstoßende Mund zu sehen ist. Dieser Anblick ist so erschütternd, dass Annuschka nie auch nur versucht zu

verstehen, welche Aussage sich in den Flüchen versteckt. Auch jetzt geht sie an ihr vorbei, beschleunigt ihren Schritt, sie hat Angst, die Frau könnte sie anhalten, in dem Strom der wütenden Worte könnte ihr eigener Name auftauchen.

Es herrscht angenehmes Dezemberwetter, die Gehsteige sind trocken, vom Schnee befreit, in ihren Schuhen lässt sich gut gehen. Annuschka steigt nicht in den Autobus, sondern überquert eine Brücke und marschiert nun an einer mehrspurigen Straße entlang. Sie fühlt sich dabei wie am Ufer eines großen Flusses ohne Brücken. Der Fußmarsch macht ihr Freude, weinen wird sie erst in ihrer Kirche, in dem dunklen Winkel, wo sie immer kniet und in dieser unbequemen Haltung so lange verharret, bis sie alles Gefühl in den Beinen verliert, bis ihre Knie die nächste Stufe nach Starre, Brennen und Schmerz erreichen - das große Nichts. Jetzt jedoch hängt sie die Handtasche über die Schulter und hält den Beutel mit den herausragenden Plastikblumen fest im Griff. Sie versucht an nichts zu denken, vor allem nicht an den Ort, den sie gerade verlassen hat. Sie nähert sich dem feinsten Viertel der Stadt, und hier gibt es einiges, auf das sie den Blick richten kann, lauter Geschäfte, in denen glatte Schaufensterpuppen vollkommen gleichgültig die teuersten Kleider zur Schau stellen. Annuschka bleibt stehen, um eine Damenhandtasche zu bestaunen, die mit Millionen bunter Perlen bestickt und mit Tüll und Spitze verziert ist, ein wahrer Traum. Schließlich gelangt sie zu der Spezialapotheke, wo sie eine Zeit warten muss, bis sie an der Reihe ist. Sie bekommt die erforderlichen Medikamente, kostenlose Medikamente, die seine Symptome kaum lindern.

An einem Stand kauft sie eine Tüte Piroggen, sie setzt sich auf eine Bank in der Grünanlage und isst.

In ihrer kleinen Kirche sind viele Menschen. Touristen. Der junge Pope, der sich meistens wie ein Kaufmann zwischen seinen Waren in der Kirche zu schaffen macht, ist jetzt beschäftigt. Er erklärt den Touristen die Baugeschichte und die Ikonostase. Mit melodischer Stimme trägt er die auswendig gelernte Lektion vor. Er ist schmal und groß, sein Kopf ragt aus der kleinen Schar auf, sein prächtiger heller Bart lässt an einen unwirkli-

chen Heiligenschein denken, der vom Kopf gerutscht und auf die Brust gefallen ist. Annuschka zieht sich verschreckt zurück - wie soll sie in Gegenwart der Touristen beten und weinen? Sie wartet lange, doch da kommt schon die nächste Touristengruppe, und Annuschka entschließt sich, einen anderen Ort für ihre Tränen zu suchen. Ein Stück weiter ist eine kleine, alte Kirche, die meistens geschlossen ist. Einmal war sie schon dort, aber es hat ihr nicht gefallen, die Kühle und der Geruch nach feuchtem Holz haben sie abgestoßen.

Doch jetzt will sie sich nicht abstoßen lassen, sie muss einen Ort finden, wo sie sich endlich ausweinen kann, einen stillen, aber nicht leeren Ort, die Gegenwart von etwas, das größer ist als sie, muss dort spürbar sein, große ausgebreitete Arme, vor Lebensfülle bebend. Annuschka muss jetzt einen Blick spüren, ihr Weinen muss von jemandem gesehen werden, sie darf nicht ins Leere sprechen. Es können ruhig die auf Holz gemalten, immer offenen Augen sein, die nie ermüden, diese ewig ruhigen Augen, sie sollen ohne ein Wimpernzucken ihr Zeuge sein.

Sie nimmt drei Kerzen und wirft das Geld in die Büchse. Die erste ist für Petja, die zweite für ihren schweigsamen Mann, die dritte für die Schwiegermutter in ihrem bügelfreien Hauskittel. Sie entzündet sie an einer der wenigen anderen Kerzen, die hier brennen, und mit den Augen findet sie bald einen Platz in einer dunklen Nische auf der rechten Seite, wo sie die betenden alten Frauen nicht stört. Inbrünstig schlägt sie dreimal das Kreuzzeichen und eröffnet mit dieser Geste das Ritual ihrer Tränen.

Doch als sie die Augen zum Gebet erhebt, neigt sich ihr aus dem Dämmer ein anderes Gesicht zu - das große Gesicht einer dunklen Ikone. Es ist das schlichte Antlitz von Christus, in Braun- und Grautönen auf ein quadratisches Stück Holz gemalt, das hoch oben, fast in der Kuppel der Kirche, an der Decke hängt. Ein dunkles Gesicht auf dunklem Grund, ohne Heiligenschein und Krone, nur die Augen brennen und sind direkt auf sie gerichtet, so wie sie es gewollt hat. Doch einen solchen Blick hatte Annuschka sich nicht vorgestellt, sie hatte sanfte Augen voller Liebe erwartet. Dieser Blick lässt sie erstarren, er hypnotisiert sie. Annuschkas Körper krümmt sich unter diesem Blick. Er hat sich vorübergehend hier eingefunden, er ist von

weit, weit her hierhin, unter die Kirchendecke, geströmt, aus dem tiefsten Dunkel, denn das ist der Ort Gottes, dort hält er sich verborgen. Dieser Gott braucht keinen Körper, er hat nur ein Gesicht, mit dem sie sich jetzt Auge in Auge befindet. Es ist ein durchdringender Blick, er bohrt sich wie ein Schraubenzieher schmerzlich ins Innere ihres Kopfes, bohrt ein Loch in ihr Hirn. Womöglich ist es gar nicht das Gesicht des Erlösers, sondern eines Ertrunkenen, der jedoch nicht gestorben ist, sondern sich unter Wasser vor dem allgegenwärtigen Tod versteckt hat und jetzt von unerklärlichen Strömungen nach oben getragen worden ist, er ist wach, bei klarstem Bewusstsein, und sagt: Schau, da bin ich. Aber sie will ihn nicht betrachten, sie senkt die Augen, sie will es nicht wissen - dass Gott schwach ist und verloren hat, man hat ihn verjagt, und er versteckt sich hinter den Müllhaufen der Welt, in ihren stinkenden Höhlen. Es gibt nichts zu weinen, das ist kein Ort für Tränen. Dieser Gott hilft nicht, weder stützt er, noch tröstet er, weder reinigt noch erlöst er. Der Blick des Ertrunkenen ist auf ihren Scheitel gerichtet, sie hört Grollen, ein fernes unterirdisches Dröhnen, Vibrationen unter dem Boden der Kirche.

Sie hat fast nicht geschlafen, den ganzen Tag fast nichts gegessen, deshalb wird ihr schlecht. Die Tränen wollen nicht mehr fließen, ihr Flussbett ist ausgetrocknet.

Sie steht abrupt auf und verlässt die Kirche. Mit steifen Beinen geht sie direkt zur Metro.

Offenbar hat sie etwas erfahren, etwas hat sie durchdrungen, hat sie im Innern wie eine Saite gespannt, bis ein reiner Ton erklang, der für niemanden hörbar war. Es war ein leiser Ton, der für ihren Körper bestimmt war - ein kurzes Konzert in einer zerbrechlichen Orchestermuschel. Sie lauscht dem Ton immer noch hinterher, ihre ganze Aufmerksamkeit ist nach innen gerichtet, doch ihre Ohren hören nur ihr pulsierendes Blut.

Die Rolltreppe führt nach unten, sie kommt ihr endlos vor, die einen gehen nach unten, die anderen nach oben. Sonst gleitet ihr Blick immer über die Gesichter der anderen Menschen, doch jetzt sind Annuschkas Augen, von jenem Anblick erschüttert, ratlos, sie bleiben an jedem Menschen hängen, der an ihr vorbeikommt, jedes Gesicht ist wie ein Schlag auf die Wange,

heftig und brennend. Es dauert nicht mehr lange, und sie wird diesen Anblick nicht mehr ertragen können, sie wird ihre Augen verbinden müssen wie jene Verrückte vor dem Bahnhof und genauso wie sie anfangen, Flüche auszustoßen.

»Erbarmen, Erbarmen!«, flüstert sie und krallt die Finger um das Treppengeländer, das sich schneller bewegt als die Treppe; wenn Annuschka jetzt nicht loslässt, wird sie fallen.

Sie sieht die stummen Menschen-Ameisen, die nach unten oder nach oben fahren, Schulter an Schulter in der Menge. Jeder von ihnen wird wie an einer Schnur gezogen, hin zu seinem Wohnort irgendwo fern am Stadtrand, im zehnten Stock, wo er sich die Decke über den Kopf ziehen und in einen Schlaf sinken kann, der aus Tag- und Nachtfetzen besteht. Und eigentlich ist dieser Traum auch am Morgen nicht vorbei, die Fetzen werden zu Collagen und Flecken, einzelne Konfigurationen sind geradezu raffiniert, ja man könnte sogar sagen: durchdacht.

Sie sieht die Zerbrechlichkeit der Schultern, die Zartheit der Augenlider, die unstete Linie der Lippen, die eine Grimasse so leicht verzerrt, sie sieht, wie schwach die Hände sind, wie schwach die Beine, die zu keinem Ziel tragen. Sie sieht die Herzen und ihr regelmäßiges Schlagen, die einen schneller, die anderen langsamer, eine gewohnheitsmäßige mechanische Bewegung, die Lungenflügel erinnern an schmutzige Plastiktüten, sie hört das Rascheln des Atems. Die Kleider werden durchsichtig, was sie sieht, ist die Vermählung mit der Entropie. Unsere armen, schmutzigen Körper, Materie, die ausnahmslos dazu bestimmt ist, durch die Mühle gedreht zu werden.

Die Rolltreppe trägt all diese Wesen direkt in die Unterwelt, an den Abgrund, dort sind schon die Zerberusaugen in den verglasten Kabinen am Ende der Treppe, dort die trügerischen Säulen, der Marmor, die gewaltigen Standbilder von Dämonen: der eine mit einer Sichel, der andere mit einer Getreidegarbe. Ihre Beine sind massiv wie Säulen, sie haben die Arme von Riesen. Traktoren - Höllenmaschinen, die scharfzahnige Folterwerkzeuge schleifen, mit denen sie der Erde unheilbare Wunden zufügen. Auf allen Seiten zusammengepferchte Gruppen von Menschen in Panik, die Hände flehend emporgereckt, die Mäuler zum Schrei geöffnet. Das Jüngste Gericht findet hier

statt, in der Unterwelt der Metro, im Licht der Kristalleuchter, die ein lebloses gelbes Licht werfen. Richter sieht man zwar keine, doch man spürt ihre Gegenwart überall. Annuschka will zurücklaufen, die Treppe hinauf gegen den Strom, doch die Rolltreppe lässt sie nicht, sie muss hinunter, nichts bleibt ihr erspart. Die Mäuler der unterirdischen Züge öffnen sich zischend, und die dunklen Tunnel saugen sie ein. Aber der Abgrund ist ja überall, sogar in den oberen Stockwerken der Stadt, selbst in den zehnten und sechzehnten Etagen der Hochhäuser, auf dem höchsten Punkt der Turmfirne und auf den Spitzen der Antennen. Es gibt kein Entfliehen vor dem Abgrund - war es nicht das, was jene Verrückte zwischen ihren Flüchen geschrien hat?

Annuschka taumelt und stützt sich mit den Armen an einer Wand ab. Auf ihrem flauschigen Mantel bleiben weiße Spuren von Putz zurück, die Wand hat sie gesalbt.

Sie muss umsteigen, es ist schon dunkel, sie steigt auf gut Glück aus, denn aus den Fenstern im Autobus kann man nichts mehr sehen, der Frost hat schon sein silbernes Gezweig darauf gezeichnet. Sie kennt die Strecke im Schlaf und hat sich nicht geirrt. Noch ein paar Höfe - sie nimmt eine Abkürzung -, und gleich wird sie vor ihrem Block stehen. Doch sie wird langsamer, die Beine wollen sie nicht mehr ans Ziel tragen, sie leisten Widerstand, ihre Schritte werden immer kürzer. Sie hebt den Kopf und schaut hinauf, sieht, dass die Fenster ihrer Wohnung erleuchtet sind. Bestimmt wird sie schon erwartet - sie setzt sich in Bewegung, doch im nächsten Augenblick bleibt sie wieder stehen. Der kalte Wind dringt durch ihren Mantel, weht die Schöße hoch und greift mit eisigen Fingern nach ihren Schenkeln. Seine Zärtlichkeiten sind wie Rasierklingen, wie Glascherben. Tränen der Kälte laufen ihr über die Wangen, und das kommt dem Wind grade recht, denn da hat er einen Grund, sie ins Gesicht zu zwicken. Annuschka setzt sich in Bewegung, aufs Treppenhaus zu, doch als sie schon an der Tür ist, dreht sie um, schlägt den Kragen hoch und kehrt mit raschem Schritt dahin zurück, woher sie gekommen ist.

Wärmer ist es nur im großen Wartesaal des Kiewer Bahnhofs oder auf den Toiletten. Unentschlossen steht sie da, wenn die

Wachen an ihr vorbeigehen (sie gehen immer mit langsamen, lässigen Schritten, die Füße leicht schleifend, als spazierten sie auf einem Boulevard am Meer), tut sie so, als studiere sie den Fahrplan; sie weiß selbst nicht, was sie fürchtet, sie hat ja nichts verbrochen. Die Wachen interessieren sich sowieso für etwas anderes: Unfehlbar picken sie braunhäutige Männer in Lederjacken und ihre bekopftuchten Frauen aus der Menge.

Sie geht hinaus vor den Bahnhof und sieht schon von weitem, dass die Vermummte immer noch vor sich hin stapft, die Stimme ist ihr vom Fluchen heiser geworden, und die Flüche sind schon gar nicht mehr als solche erkennbar. Na gut - nach kurzem Zögern geht sie ruhig auf sie zu und bleibt vor ihr stehen. Die andere stockt nur ganz kurz, offenbar kann sie durch den Stoff, der ihr Gesicht verdeckt, gut sehen. Annuschka macht noch einen Schritt und steht jetzt ganz nah an ihr und riecht ihren Geruch nach Staub und Moder und ranzigem Öl. Die andere wird immer leiser, schließlich verfällt sie in eine Trance und verstummt. Das Stampfen ist zu einer wiegenden Bewegung geworden, als könnte sie sich nicht auf den Beinen halten. Eine Zeitlang stehen sie so bewegungslos einander gegenüber, die Passanten gehen gleichgültig an ihnen vorbei, nur einmal wirft ihnen jemand einen Blick zu, alle haben es eilig, ihre Züge zu erreichen, die gleich abfahren.

»Was sagst du?«, fragt Annuschka.

Die vermummte Frau erstarrt, Verblüffung verschlägt ihr die Sprache, dann stürzt sie verschreckt zur Seite davon, auf einen Bretterweg zu, der über hartgefrorenen Schlamm durch die Baustelle führt. Annuschka folgt ihr, sie lässt sie nicht aus den Augen, sie läuft ein paar Schritte hinter der Frau, ihrem wattierten Mantel, ihren Filzstiefeln, die kleine Schrittchen machen. Sie wird sie nicht entkommen lassen. Die Frau schaut über die Schulter und will ihren Schritt beschleunigen, sie läuft fast, doch Annuschka ist jung und kräftig, sie hat starke Muskeln - wie oft hat sie den Rollstuhl und Petja all die Treppen hinuntergetragen und wie oft wieder hinauf, wenn der Fahrstuhl kaputt war.

»He, du!«, ruft sie immer wieder, aber die andere reagiert gar nicht.

Sie überqueren einen Hof zwischen Häusern, kommen an Müllschluckern und zertrampelten Grünanlagen vorbei. Annuschka spürt keine Müdigkeit, sie verliert die Tüte mit den Plastikblumen für den Friedhof, will aber keine Zeit darauf verschwenden, sie zu suchen.

Schließlich geht die Frau in die Hocke, japsend ringt sie nach Luft. Annuschka bleibt ein paar Meter hinter ihr stehen und wartet, bis sie aufsteht und sich ihr zuwendet. Sie hat verloren, sie muss sich ergeben. Und tatsächlich, die andere wendet sich um, schaut über die Schulter, und ihr Gesicht ist zu sehen, sie hat die Augenbinde abgezogen. Sie hat hellblaue Augen, die ängstlich auf Annuschkas Schuhe starren.

»Was willst du von mir? Warum jagst du mich?«

Annuschka gibt keine Antwort, es kommt ihr vor, als hätte sie ein großes Tier gefangen, einen fetten Fisch, einen Walfisch, und jetzt weiß sie nicht, was sie damit machen soll. Sie hat Mitleid mit ihrer Beute.

Die Frau fürchtet sich, offenbar sind ihr vor Angst alle Worte versiegt.

»Bist du von der Polizei?«

»Nein«, sagt Annuschka.

»Was denn dann?«

»Ich will wissen, was du sagst. Du redest doch die ganze Zeit, ich sehe dich jedes Mal, wenn ich in die Stadt fahre.«

Die andere fasst etwas Mut und erwidert: »Nichts sage ich. Lass mich in Ruhe.«

Annuschka beugt sich zu ihr und streckt die Hand aus, um ihr beim Aufstehen zu helfen, doch die Hand ändert ihre Absicht und streicht der Frau über die Wange. Sie ist warm, angenehm, weich.

»Ich wollte nichts Böses.«

Die andere erstarrt erst vor Verblüffung über die Berührung, doch dann, von dieser Geste offenbar begünstigt, rappelt sie sich auf und kommt auf die Beine.

»Ich habe Hunger«, sagt sie. »Komm, gleich hier ist ein Kiosk, dort gibt es billige Brote, da kannst du mir etwas zu essen kaufen.«

Schweigend gehen sie Arm in Arm. Annuschka kauft zwei Baguettes mit Käse und Tomaten an der Bude und achtet unterdessen darauf, dass die Frau nicht wegläuft. Sie selbst bringt nichts runter. Sie hält das Baguette vor sich wie eine Flöte, auf der sie gleich eine Wintermelodie spielen wird. Sie setzen sich auf eine niedrige Mauer. Die Frau isst ihr Brot und nimmt dann wortlos Annuschkas. Die Frau ist alt, älter als Annuschkas Schwiegermutter. Runzeln ziehen sich über ihre Wangen, sie laufen schräg von der Stirn bis zum Kinn. Das Kauen fällt ihr schwer, sie hat kaum noch Zähne. Die Tomatenscheiben rutschen zwischen den Brothälften heraus, sie fängt sie ungeschickt im letzten Moment noch auf und legt sie sorgfältig wieder an ihren Platz. Mit den Lippen reißt sie große Stücke Brot ab.

»Ich kann nicht nach Hause zurückgehen«, sagt Annuschka plötzlich und senkt den Blick. Sie ist selbst ein wenig überrascht über die eigenen Worte, im nächsten Moment erst erschrickt sie, als sie versteht, was das bedeutet. Die andere murmelt eine unverständliche Antwort, als sie den Bissen hinuntergeschluckt hat, fragt sie: »Wie ist die Adresse?«

Sie leiert sie herunter: »Kuzniecka 46, Wohnung 78.« »Dann vergiss sie einfach«, unterbricht die Frau sie mit vollem Mund.

Workuta. Dort ist sie Ende der sechziger Jahre geboren, als die Blocks, die heute uralt erscheinen, erst entstanden. Sie erinnert sich an sie, als sie neu waren, an den rauen Putz, den Geruch von Beton und Asbest für die Isolierung. Die verheißungsvolle Ebenmäßigkeit der PVC-Platten. Doch in einem kalten Klima altert alles schneller, der Frost zerstört die Festigkeit der Mauern, verlangsamt die Elektronen in ihrem unablässigen Kreisen.

Sie erinnert sich an das blendende Weiß der Winter. Dieses Weiß und die scharfen Kanten des Lichts in der Verbannung. Ein solches Weiß existiert nur zu dem einen Zweck, einen Rahmen für die Dunkelheit zu bilden, die entschieden das Übergewicht hat.

Ihr Vater war Heizer in einem großen Heizwerk, ihre Mutter arbeitete in einer Kantine. Sie konnte immer etwas mit nach Hause bringen, deshalb ging es ihnen nicht schlecht. Heute

meint Annuschka, sie alle hätten dort an einer merkwürdigen Krankheit gelitten, an einer großen, tief im Körper, unter der Kleidung verborgenen Traurigkeit, oder etwas Größerem als Traurigkeit, doch ihr fällt das rechte Wort nicht ein. Sie wohnten im siebten Stock eines achtstöckigen Wohnblocks, einem unter vielen, doch in ihren Kinderjahren leerten sich die oberen Geschosse nach und nach. Die Leute zogen in freundlichere Gegenden, meistens nach Moskau, egal wohin, bloß weg von dort. Wer blieb, zog in die leerstehenden Wohnungen in den unteren Stockwerken, um näher an den Menschen, näher an der Erde zu sein. Während des lange Monate währenden Polarwinters im achten Stock zu wohnen ist, als hinge man in einem gefrorenen Wassertropfen an der gewölbten Betondecke der Welt, mitten in einer Kältehöhle. Als sie ihre Mutter und Schwester zuletzt besuchte, wohnten die beiden im Parterre. Ihr Vater ist schon lange tot.

Es war Glück, dass Annuschka einen Platz an einer guten Pädagogischen Hochschule in Moskau bekam. Und es war Pech, dass sie das Studium nicht abschloss. Hätte sie ihren Abschluss gemacht, wäre sie jetzt Lehrerin und hätte vielleicht nie den Mann kennengelernt, mit dem sie jetzt verheiratet ist. Ihre Gene hätten sich nicht zu dieser verderblichen Mischung verbunden, die schuld ist, dass Petja mit einer Krankheit auf die Welt kam, gegen die es keine Medizin gibt.

Annuschka hat oft versucht zu handeln, und zwar mit jedem, der ihr geeignet erschien, sei es Gott, die Gottesmutter, die heilige Märtyrerin Praskowia, die gesamte Ikonostase und sogar die vage Welt des Schicksals. Ich trete an Petjas statt, ich nehme seine Krankheit auf mich, ich kann sterben, wenn er gesund wird. Nicht genug damit - sie warf auch noch das Leben anderer mit in die Waagschale: ihren schweigsamen Mann (er kann ja dort erschossen werden), ihre Schwiegermutter (sie könnte einen Schlaganfall kriegen). Aber natürlich gab es nie eine Antwort auf ihre Angebote.

Sie kauft einen Fahrschein und fährt auf der Rolltreppe nach unten. Immer noch herrscht Gedränge, die Leute kehren aus der Stadt heim in ihre Betten, um zu schlafen. Einige nicken

schon im Zug ein. Ihr schlaftrunkener Atem haucht Dunst auf die Scheiben, in den man mit dem Finger etwas zeichnen kann, egal was, es wird sowieso gleich verschwinden. Annuschka gelangt zur Endstation Jugo Zapadnaja, steigt aus und bleibt auf dem Bahnsteig stehen, bis sie begreift, dass derselbe Zug gleich wiederkommt. Sie setzt sich auf ihren Platz und fährt jetzt ein paarmal hin und her. Nach ein paar Runden wechselt sie die Strecke und fährt mit der Kolzowa. Jetzt fährt sie im Kreis, und gegen Mitternacht kehrt sie an den Kiewer Bahnhof zurück wie nach Hause. Sie bleibt auf dem Bahnsteig sitzen, bis eine angst-einflößende Wachfrau sie wegschickt, weil die Metrostation gleich geschlossen wird. Unwillig geht sie hinaus. Draußen herrscht beißender Frost, doch bald findet sie eine kleine Kneipe am Bahnhof, ein Fernseher hängt unter der Decke, und an den Tischen sitzen ein paar verirrte Reisende. Sie bestellt einen Tee mit Zitrone, dann noch einen, später einen Barschtsch, der wässrig ist und nicht gut schmeckt. Den Kopf auf die Hand gestützt, versinkt sie in einen kurzen Schlummer. Sie ist glücklich, weil sie keinen Gedanken im Kopf hat, keine Sorge, keine Erwartungen oder Hoffnungen. Das ist ein guter Zustand.

Der erste Zug ist noch leer. Später steigen mehr und mehr Leute ein, schließlich ist das Gedränge so groß, dass Annuschka zwischen den Rücken von Riesen eingeklemmt ist. Sie kommt nicht bis an die Haltegriffe und muss sich darauf verlassen, dass diese anonymen Körper sie stützen. Auf einen Schlag lichtet sich die Menge, noch eine Station, und der Zug ist fast leer. Höchstens eine Handvoll Leute sitzen noch im Waggon. Und Annuschka macht die Erfahrung, dass manche auch an den Endhaltestellen sitzen bleiben. Sie selbst steigt aus und in einen anderen Zug ein. Doch sie sieht durchs Fenster Passagiere, die zu den Plätzen im hintersten Teil des Waggons streben und sich ihre Plastiktüten und meist abgewetzten alten Rucksäcke neben die Füße stellen. Sie dösen mit geschlossenen Augen oder wickeln Essen aus Papier, schlagen mehrmals das Kreuzzeichen und bewegen die Lippen, bevor sie andächtig hineinbeißen.

Sie steigt um, weil sie Angst hat, man könnte sie bemerken, jemand könnte sie am Arm packen und schütteln oder - noch

schlimmer - sie irgendwo einsperren. Manchmal geht sie auf die andere Seite des Bahnsteigs, manchmal wechselt sie den Bahnsteig, dann wandert sie über Rolltreppen und durch Tunnel, ohne auf Schilder zu achten, völlig ziellos. Sie fährt zum Beispiel nach Tschistye Prudy, steigt von der Sokolnitscheskaja in die Kalusko-Ryska-Linie um und fährt nach Medwedkowo und zurück ans andere Ende der Stadt.

Sie sucht die Toiletten auf, um sich ein wenig zurechtzumachen, um ordentlich auszusehen, nicht aus Bedürfnis (das hat sie ehrlich gesagt nicht), sondern um nicht durch schlampiges Aussehen die Aufmerksamkeit der Zerberussinnen zu erregen, die aus ihren Glaskabinen die Rolltreppen überwachen. Sie hat den Verdacht, dass diese gelernt haben, mit offenen Augen zu schlafen. Am Kiosk kauft sie Binden, Seife, die billigste Zahnpasta und eine Zahnbürste. Den ganzen Nachmittag verschläft sie auf der Ringbahn. Am Abend steigt sie die Treppe hinauf an die Oberwelt, um nachzusehen, ob sie die Vermummte vor dem Bahnhof findet. Aber sie ist nicht da. Es ist kalt, noch kälter als gestern, und sie ist froh, wieder in die unterirdischen Gefilde zurückzukehren.

Am nächsten Tag ist die Vermummte an ihrem Platz, wiegt sich hin und her auf steifen Beinen und stößt ihre gestammelten Flüche aus. Annuschka stellt sich auf der anderen Seite des Durchgangs in ihr Blickfeld, doch, ganz in ihre Lamentationen versunken, sieht die andere sie nicht. Schließlich nutzt Annuschka den Moment, als es vorübergehend leer wird, und stellt sich direkt vor sie.

»Komm, ich kauf dir ein Brötchen.«

Die Frau erstarrt, ist aus ihrer Trance gerissen, reibt die handschuhten Hände und stapft von einem Fuß auf den anderen wie eine bis auf die Knochen durchgefrorene Marktfrau. Zusammen gehen sie zum Kiosk. Annuschka freut sich richtig über das Wiedersehen.

»Wie heißt du?«, fragt sie.

Die andere ist mit ihrem Brötchen beschäftigt und zuckt nur mit den Schultern. Dann aber sagt sie mit vollem Mund: »Galina.«

»Ich heiÙe Annuschka.«

Das ist das ganze Gespräch.

Als der Frost Annuschka schlieÙlich wieder zurück in den Bahnhof treibt, fragt sie noch: »Galina, wo schläfst du?«

Die Vermummte sagt ihr, sie solle am Abend, wenn die Metro geschlossen wird, wieder zum Kiosk kommen.

Den ganzen Abend fährt Annuschka auf derselben Strecke und betrachtet gleichgültig ihr Gesicht, das sich vor dem Hintergrund der dunklen Tunnelwände im Fenster spiegelt. Mindestens zwei Leute erkennt sie schon wieder. Sie würde nicht wagen, sie anzusprechen. Mit einem von ihnen ist sie ein paar Haltestellen gefahren, es ist ein groÙer dünner Mann, nicht alt, vielleicht sogar jung, schwer zu sagen. Ein schütterer heller Bart bedeckt den unteren Teil seines Gesichts und reicht ihm bis auf die Brust. Er trägt eine Schirmmutze, eine gewöhnliche, abgewetzte Leninkappe, dazu einen langen grauen Mantel mit vollgestopften ausgebeulten Taschen und einen ausgebleichenen Rucksack. An den FuÙen hohe Schnürschuhe, über dem Rand schauen handgestrickte Socken hervor, die eng die braunen Hosenbeine umschlieÙen. Er scheint auf nichts ringsum zu achten, ist ganz in seine Gedanken vertieft. Geübt springt er an der Haltestelle auf den Bahnsteig, dabei wirkt er, als strebe er einem fernen, aber ganz konkreten Ziel zu. Annuschka hat ihn auch vom Bahnsteig aus schon zweimal gesehen: Einmal schlief er in einem völlig leeren Waggon, der offenbar schon zur Nachtpause fuhr; auch beim zweiten Mal war er eingeschlafen und hatte die Stirn an die Fensterscheibe gelegt, sein Atem zauberte einen Dunst darauf, der sein halbes Gesicht verdeckte.

Der andere, den Annuschka bemerkt hat, ist ein alter Mann. Das Gehen macht ihm Mühe, er hat eine Krücke oder besser gesagt einen Stab, einen dicken Stock mit gekrümmtem Ende. Wenn er in den Waggon steigt, muss er mit einer Hand nach der Tür greifen, dann kommt ihm meistens jemand zu Hilfe. Drinnen machen ihm die Leute zwar unwillig, aber doch sofort Platz. Er sieht aus wie ein Bettler. Ihn versucht Annuschka zu stellen, so wie die Vermummte ein paar Tage zuvor. Aber sie schafft es nur, mit ihm in einem Waggon zu fahren und eine halbe Stunde lang vor ihm zu stehen, bis sie sich sein Gesicht

und seine Kleidung in allen Einzelheiten eingepägt hat. Der Mann hält den Kopf gesenkt, achtet nicht auf das, was um ihn herum vorgeht. Später schwemmt ihn die Menge der Leute, die von der Arbeit nach Hause fahren, mit sich fort. Auch sie lässt sich von dem warmen Strom aus Berührungen und Gerüchen hinwegtragen.

Erst draußen vor dem Eingang befreit sie sich daraus, als hätte die Unterwelt sie wie einen Fremdkörper ausgespien. Jetzt wird sie sich einen Fahrschein kaufen müssen, um zurückfahren zu können, doch sie weiß, dass ihr Geld bald zur Neige geht.

Weshalb erinnert sie sich an diese beiden? Ich glaube deshalb, weil sie auf gewisse Weise statisch waren, sie bewegten sich anders, langsamer. Die übrigen Menschen sind ein Fluss, eine Strömung, ein Wasser, das von einem Ort zum anderen fließt, das Wirbel und Wellen erzeugt, doch jede dieser Formen ist unbeständig, sie verschwindet, und der Strom vergisst sie. Doch jene bewegen sich gleichsam gegen den Strom, deshalb sind sie so deutlich sichtbar. Und die Regeln des Flusses gelten nicht für sie. Ich glaube, das ist es, was Annuschka so anzieht.

Die Metro wird geschlossen, und Annuschka wartet an einem Seiteneingang auf die Vermummte. Sie hat die Hoffnung schon fast aufgegeben, als die Frau endlich kommt. Die Augen hat sie verbunden, und mit den vielen Kleiderschichten sieht sie aus wie ein Fässchen. Sie bedeutet Annuschka, ihr zu folgen, diese geht gehorsam hinter ihr her. Sie ist sehr müde, offen gestanden hat sie überhaupt keine Kraft mehr und würde sich am liebsten irgendwo am Wegesrand hinsetzen. Auf einem Brettersteg überqueren sie die Baugrube, kommen an einem Blechzaun voller Plakate vorbei und gehen dann hinunter in eine Unterführung. Eine Zeitlang folgen sie einem engen Korridor, wo es angenehm warm ist. Die Frau zeigt ihr eine Stelle auf dem Boden, Annuschka legt sich hin, wie sie ist, in allen Kleidern, und fällt sofort in einen tiefen Schlaf. Während sie einschläft - tief und ohne Gedanken, wie sie es sich immer gewünscht hat -, kehrt einen

Augenblick lang das Bild zurück, das sie eben ganz kurz im Korridor erhascht hat:

Ein dunkler Raum, darin eine Tür zu einem anderen, helleren Raum. Dort steht ein Tisch, um den Leute sitzen, sie halten sich gerade und haben die Hände auf die Tischplatte gelegt. Sie sitzen und schauen einander in völligem Schweigen und völliger Reglosigkeit an. Sie meint, in einem der Leute den Mann mit der Schirmkappe zu erkennen.

Annuschka schläft fest. Nichts weckt sie auf, kein Rascheln, kein Stöhnen hinter der Wand, kein Quietschen des Betts, kein Fernseher. Sie schläft, als wäre sie Teil eines Felsens, an dem sich hartnäckig die Wellen brechen, ein Baum, der umgestürzt ist und den jetzt Moos und Flechten überziehen. Erst kurz vor dem Aufwachen hat sie einen komischen Traum, in dem sie mit einem bunten Kosmetiktäschchen spielt. Kleine Elefanten und Katzen sind darauf abgebildet, und Annuschka dreht das Täschchen in den Händen. Plötzlich lässt sie es fallen, doch das Täschchen fällt nicht zu Boden, es bleibt zwischen ihren Händen in der Luft hängen, und Annuschka stellt fest, dass sie damit spielen kann, ohne es zu berühren. Sie bewegt es durch ihre Willenskraft. Das ist eine sehr schöne Erkenntnis, die sie mit einer Freude erfüllt, wie sie sie schon lange, eigentlich seit ihrer Kindheit nicht mehr empfunden hat. Deshalb wacht sie gut gelaunt auf und sieht, dass sie sich nicht in einem verlassenen Arbeiterheim befindet, wie sie gestern gedacht hat, sondern in einem gewöhnlichen Heizkeller. Deshalb ist es hier so warm. Und sie liegt auf Kartons neben einem Kohlehaufen. Auf einem Stück Zeitung sieht sie ein Viertel ziemlich grobes Brot und ein Stück Speck mit Paprikapulver. Sie vermutet, dass Galina es dorthin gelegt hat, doch sie rührt es erst an, als sie sich in einer düsteren Toilette ohne Tür erleichtert und sich die Hände gewaschen hat.

Oh, wie gut tut das, wie gut, in eine Menge zu tauchen, die sich langsam aufwärmt. Mäntel und Pelze strömen den Geruch der einzelnen Wohnungen aus - Fett, Mundwasser, süße Parfüms. Annuschka geht durch das Eingangstor und lässt sich dann von der ersten Welle tragen. Diesmal ist es die Kalininska-Linie. Sie steht auf dem Bahnsteig und fühlt die warme unterirdische Luft, die der einfahrende Zug vor sich herschiebt. Die Tür geht auf, und schon ist sie drinnen im Waggon, so eng zwi-

schen Körper geklemmt, dass sie sich nicht festhalten muss. Wenn der Zug in eine Kurve fährt, überlässt sie sich der Bewegung, sie schwankt wie ein Grashalm unter anderen, sie ist ein Weizenhalm unter vielen Halmen. An der nächsten Haltestelle steigen noch mehr ein, obwohl kaum noch eine Nadel Platz hätte. Annuschka schließt die Augen und fühlt sich wie auf Armen getragen, als würde sie zärtlich von allen Seiten umfassen und beruhigend gewiegt. An einer Haltestelle steigen dann mit einem Schlag die meisten aus, und sie muss wieder auf eigenen Beinen stehen.

Als der Wagen sich fast ganz geleert hat und die Endstation nicht mehr weit ist, findet sie eine Zeitung. Zuerst betrachtet sie sie eher skeptisch, vielleicht hat sie ja das Lesen ganz verlernt, doch dann nimmt sie sie zur Hand und blättert sie unruhig durch. Sie liest, dass ein Mannequin an Anorexie gestorben ist und die Regierung jetzt überlegt, zu verbieten, dass sich zu magere Mädchen auf dem Laufsteg präsentieren. Sie liest auch von Terroristen - dass man wieder einen Anschlag hat vereiteln können. Dass man in einer Wohnung Trotyl und Streichhölzer gefunden hatte. Dass desorientierte Walfische an den Strand schwimmen und dort verenden.

Dass die Polizei übers Internet einem Pädophilenring auf die Schliche gekommen ist. Und: Mobil'nost's stanovitsja real'nostju.

Irgendetwas stimmt nicht mit dieser Zeitung, sie muss gefälscht sein, eine Attrappe. Jeder Satz, den sie liest, ist unerträglich und schmerzt. Annuschkas Augen füllen sich mit Tränen, die in dicken Tropfen auf die Zeitung fallen. Das minderwertige Papier saugt sie auf wie Löschpapier.

Als die Metro den Tunnel verlässt und oberirdisch fährt, presst Annuschka das Gesicht an die Scheibe und schaut. Die Stadt zeigt alle Schattierungen von Asche, von schmutzigem Weiß bis hin zu Schwarz. Sie besteht aus Vierecken und unregelmäßigen Klötzen, aus Quadraten und einem Gewirr von Geraden. Sie folgt mit dem Blick den Hochspannungsleitungen und Kabeln, dann hebt sie den Blick zu den Dächern und zählt die Antennen. Sie schließt die Augen. Als sie sie wieder öffnet, stellt sie

fest, dass die Welt von einem Ort an den anderen gesprungen ist. Als sie noch einmal an dieser Stelle vorbeikommt, ist es ganz kurz vor Einbruch der Dämmerung, und sie sieht, wie die tiefstehende Sonne hinter den weißen Wolkenknäueln hervorbricht und einen Augenblick, nur wenige Minuten lang, die Blocks in einen roten Schein taucht, aber nur die Spitzen, die höchsten Stockwerke, und das sieht so aus, als brennten riesige Fackeln.

Später sitzt sie auf einer Bank auf dem Bahnsteig unter einer großen Reklame. Sie isst den Rest von ihrem Frühstück. Sie wäscht sich auf der Toilette und kehrt an ihren Platz zurück. Gleich beginnt die Stoßzeit. Diejenigen, die am Morgen in die eine Richtung gefahren sind, fahren nun in die Gegenrichtung. Der Zug, der vor ihr hält, ist gut beleuchtet und fast leer. Nur ein Mensch sitzt im ganzen Waggon - der Mann mit der Schirmkappe. Er sitzt gerade wie ein Stock. Als der Zug sich in Bewegung setzt, ruckelt er ein wenig, dann verschlingt ihn der dunkle Mund der unterirdischen Gefilde, und er verschwindet.

»Ich kaufe dir ein Brötchen«, sagt Annuschka zu der Vermummten, und diese erstarrt in ihrem Schwanken einen Augenblick lang, als könnte sie diesen Satz nur in der Bewegungslosigkeit verdauen. Dann geht sie los in Richtung Kiosk.

Sie stehen an die Rückwand des Kiosks gelehnt und essen, zuvor musste die Vermummte ein paarmal das Kreuzzeichen schlagen und sich verbeugen. Annuschka fragt sie nach den Leuten, die gestern schweigend im Heizkeller saßen, und die Frau erstarrt wieder, diesmal mit einem Bissen im vollen Mund. Sie sagt etwas Zusammenhangloses, »Wieso das?«, oder so ähnlich, dann stößt sie wütend hervor: »Weiche von mir, Weib.«

Und geht davon. Annuschka fährt Metro bis ein Uhr morgens, als abgesperrt wird und die Zerberussinnen die Leute hinausjagen, treibt sie sich in der Gegend herum, wo ihrer Erinnerung nach der Eingang zum Heizkeller war, aber sie findet ihn nicht. Sie geht also wieder zurück zum Bahnhof, wo sie für ihre letzte Barschaft, die sie in einzelnen Münzen herausrückt, eine weitere Nacht mit einem Tee nach dem anderen und Barschtsch im

Plastikbecher verbringt, die Ellbogen tapfer auf die laminierte Oberfläche des Tisches gestützt.

Sobald sie hört, wie das Gitter knirschend geöffnet wird, kauft sie am Automaten einen Fahrschein und fährt nach unten. In der Fensterscheibe des Zuges sieht sie, dass ihre Haare fettig sind, von einer Frisur ist keine Spur mehr zu sehen, und die anderen Passagiere nehmen widerwillig neben ihr Platz. Manchmal fährt es ihr panisch durch den Kopf, dass sie ja Bekannte treffen könnte, obwohl die eher mit einer anderen Linie fahren würden. Trotzdem sucht sie für alle Fälle einen Platz in der Ecke, gleich an der Wand. Aber was hat sie schon für Bekannte? Die Briefträgerin, die Frau aus dem Laden im Erdgeschoss, ihr Nachbar aus der Wohnung gegenüber, sie weiß nicht mal, wie sie heißen. Sie hat Lust, sich das Gesicht zu verbinden wie die Vermummte, das ist eigentlich eine gute Idee - sich eine Augenbinde umzulegen, um selbst so wenig wie möglich zu sehen und so wenig sichtbar wie möglich zu sein. Sie wird geschubst, aber ihr macht es sogar Freude, dass jemand sie berührt. Eine ältere Frau auf dem Sitz neben ihr zieht einen Apfel aus der Tasche und reicht ihn ihr lächelnd. Als sie an der Station Kulturpalast vor einer Pirogenbude stehen bleibt, kauft ein junger, kurzgeschorener Bursche ihr eine Portion. Sie schließt daraus, dass sie nicht gerade prächtig aussieht. Sie nimmt dankend an, obwohl ihr noch ein paar Groschen geblieben sind. Sie wird Zeuge vieler Zwischenfälle: wie die Polizei einen Mann mit Lederjacke abführt. Wie ein Paar - beide betrunken - lauthals streitet. Wie ein junges Mädchen, vielleicht fünfzehn, sechzehn Jahre alt, an der Tscherkizowskastraße laut schluchzend in den Zug steigt und immer wieder ruft: Mama, Mama!, doch niemand hat den Mut, ihr zu helfen, bis es zu spät ist und das Mädchen an der Komsomolskaja aussteigt. Sie sieht einen kleinen braunhäutigen Mann, der flüchten will, er stößt die Passanten beiseite, doch an der Treppe bleibt er in der Menge stecken, zwei andere packen ihn und drehen ihm die Arme auf den Rücken. Wie eine Frau jammert, man habe ihr alles, alles gestohlen, ihre Stimme dringt aus immer größerer Ferne, wird leiser und leiser und verstummt schließlich ganz. Und zweimal an diesem Tag sieht sie den steifen Alten mit dem abwesenden

Blick, wie er vor ihr in den erleuchteten Wagen schlüpft. Sie weiß nicht einmal, dass es schon lange dunkel ist, dass oben schon alle Lampen und Straßenlaternen brennen und ihr gelbes Licht in die dichte Frostluft verströmen. An diesem Tag ist ihr jedes Sonnenlicht entgangen. Am Kiewer Bahnhof kommt sie wieder nach oben und strebt gleich auf den provisorischen Durchgang an der Baustelle zu, wo sie hofft, die Vermummte zu treffen.

Die Frau ist an der üblichen Stelle und macht das Gleiche wie immer: Sie stapft Kreise und Achten und schreit dabei ihre Flüche. Sie sieht aus wie ein Bündel durchnässter Lumpen. Annuschka bleibt vor ihr stehen und wartet, die andere erkennt sie schließlich und verstummt. Dann gehen sie beide in stillschweigendem Einvernehmen mit raschen Schritten los, als beeilten sie sich, an ein Ziel zu kommen, das ihnen, wenn sie zu langsam sind, kommentarlos und endgültig entgleiten wird.

An einem Kiosk auf dem Arbat gibt es köstliche Bliny, sie sind nicht teuer, triefen vor Fett und sind auch noch mit Sahne übergossen. Die Vermummte legt Münzen auf die Theke, und sie bekommen ihre heißen Portionen. Sie suchen sich ein Plätzchen auf einer kleinen Mauer, wo sie diesen Leckerbissen in Ruhe verzehren können. Annuschka starrt wie gebannt die jungen Leute an, die trotz der Kälte auf den Bänken sitzen, Gitarre spielen und Bier trinken. Sie lärmen mehr, als dass sie singen. Sie überschreien sich gegenseitig, albern herum. Zwei ganz junge Mädchen kommen zu Pferde, das ist ein außergewöhnlicher Anblick. Die Pferde sind groß und gepflegt, sicher kommen sie direkt aus der Manege. Eine der Amazonen begrüßt einen Jungen mit Gitarre, anmutig steigt sie ab, hält den Zügel kurz und unterhält sich mit den Jungen. Die andere versucht unterdessen, von ein paar verspäteten Touristen Geld für Pferdefutter zu erbetteln, das sagt sie jedenfalls - aber sie können sich denken, dass es eher für Bier gedacht ist. Das Pferd sieht nicht so aus, als ob es Hunger litte.

Die Vermummte stößt sie mit dem Ellbogen an. »Iss.«

Aber Annuschka kann die Augen nicht von dieser Szene abwenden, hingerissen betrachtet sie die jungen Leute, während die Bliny in ihrer Hand dampfen. Sie sieht in ihnen allen ihren

Petja, sie sind in seinem Alter. Petja kehrt in ihren Körper zurück, als hätte sie ihn nie zur Welt gebracht. Dort steckt er zusammengekrümmt, schwer wie ein Stein, schmerzend, er quillt in ihr auf und wächst, sie muss ihn wohl noch einmal gebären, diesmal mit jeder Pore ihrer Haut, sie muss ihn ausschwitzen. Im Augenblick steigt er ihr in der Kehle auf, er hängt in ihrer Lunge fest und kann nicht anders hinaus als in einem Schluchzer. Nein, sie kann keine Bliny essen, sie ist ganz voll und satt. Petja steckt ihr im Hals, dabei könnte er doch auch dort sitzen und jetzt die Hand mit der Bierdose heben, sie dem Mädchen mit dem Pferd geben, sich mit dem ganzen Körper nach hinten lehnen und vor Lachen herausplatzen. Er könnte sich bewegen, sich bis zu den eigenen Schuhen bücken, könnte die Hände hochrecken, den Fuß in den Steigbügel setzen und das Bein hinüberschwingen. Auf dem Rücken des Tieres sitzen, aufrecht und lächelnd, mit dem Schnurrbartansatz, der allmählich einen Schatten auf seine Oberlippe wirft. Er könnte die Treppe hinauflaufen und wie ein Wirbelwind herunterstürmen, er ist doch in dem gleichen Alter wie jene Jungen da, und sie, seine Mutter, würde sich Sorgen machen, weil ihm eine Fünf in Chemie droht, dass er die Aufnahmeprüfung fürs Studium nicht schafft und wie sein Vater enden wird, dass er Schwierigkeiten haben wird, Arbeit zu finden, dass seine Frau ihr überhaupt nicht gefallen wird und dass sie sich zu früh ein Kind kommen lassen.

Und dieses bleischwere Meer schwillt in ihr bis zur Unerträglichkeit an, es passt zu der Geste des Mädchens, das das ungeduldige Pferd bändigen will und seinen Kopf am Zügel nach unten zieht, um es zum Stillstehen zu bringen. Und als das Pferd sich widersetzt, zieht sie ihm die Gerte über den Rücken und schreit »Steh still, verdammt! Steh, Alter!«

Die Bliny mit der Sahne fallen Annuschka aus der Hand, sie stürzt sich auf das Mädchen, das mit dem Pferd ringt, und trommelt mit den Fäusten blindlings auf sie ein.

»Lass das Pferd! Lass es!«, pfeift es aus ihrer zugeschnürten Kehle.

Es dauert einen Augenblick, bis die verblüfften Jungen reagieren und versuchen, die plötzlich durchgedrehte Frau im ka-

rierten Mantel wegzuzerren, aber da kommt ihr eine zweite zu Hilfe, eine vermummte Verrückte, die in Lumpen gekleidet ist, beide versuchen sie, das Mädchen wegzuschubsen und ihr die Zügel zu entreißen. Das Mädchen kreischt und legt die Arme schützend über den Kopf - einen so wütenden Angriff hatte sie nicht erwartet. Das Pferd wiehert und schnaubt, reißt sich los und trabt verschreckt mitten über den

Arbat (nur gut, dass die Fußgängerstraße um diese Zeit fast leer ist), das Echo seiner Hufschläge hallt von den Mauern wider und weckt Erinnerungen an Straßenkämpfe und Streiks; Fenster werden geöffnet. Da erscheinen zwei Polizisten am Ausgang der Straße; gelassen schlendernd unterhalten sie sich über Computerspiele, weil ja sowieso nichts los ist, doch da sehen sie den Tumult, ergreifen sogleich handlungsbereit ihre Stöcke und setzen sich in Trab.

»Reg dich«, sagt die Vermummte, »beweg dich.«

Sie sitzen auf der Wache und warten, dass sie an die Reihe kommen und ein unfreundlicher Polizist mit sehr rosigem Gesicht ihre Aussage aufnimmt.

»Reg dich« - und mehrere Stunden lang redet sie wie aufgedreht, wahrscheinlich aus Angst. Das Adrenalin hat ihre vermummte Zunge aufgeweckt. Sie flüstert ihr direkt ins Ohr, damit es keiner hört, der Beklaute nicht, und nicht die beiden dunkelhäutigen Nutten und auch nicht der mit der Kopfverletzung, der mit der einen Hand den Verband festhält. Annuschka aber weint, die Tränen laufen unablässig über ihr Gesicht, und man sieht schon, dass ihr Vorrat bald erschöpft sein wird.

Als sie drankommen, schreit der rotgesichtige Polizist über die Schulter einem im Nachbarzimmer zu: »Das ist diese Läuferin.«

Und die Stimme aus dem Nebenzimmer antwortet: »Die kannst du laufenlassen, aber schreib die andere auf, wegen Ruhestörung.«

Der Polizist sagt zu der Vermummten: »Frau, beim nächsten Mal bringen wir dich aus der Stadt, hundert Kilometer von hier, verstanden? Wir wollen hier keine Sektierer.«

Doch von Annuschka nimmt er die Dokumente entgegen und, als könnte er selbst nicht lesen, lässt er sich von ihr alles noch einmal aufsagen: Vorname, Vatername, Nachname und die Adresse, bitte die Adresse. Annuschka berührt die Tischplatte mit den Fingerspitzen und gibt ihre Daten an, als sage sie ein Gedicht auf. Die Adresse nennt sie zweimal:

Kuzniecka 46, Wohnung 78.

Sie lassen erst die eine gehen, eine Stunde später die andere. Als Annuschka rauskommt, ist die Vermummte spurlos verschwunden. Kein Wunder, es ist schrecklich kalt. Sie läuft in der Nähe der Wache herum, ihre Beine treiben sie an, sie würden sie über diese breiten Straßen bis hin zur Quelle aller Straßen tragen, wo sie aus den hügeligen Vorstädten entspringen, und dahinter würden sich wieder andere Ausblicke öffnen auf die große Ebene, die sich an ihrem eigenen Atem ergötzt. Doch Annuschkas Autobus kommt an, sie erreicht ihn noch im letzten Augenblick.

Die Leute sind schon unterwegs, auf den Straßen herrscht der morgendliche Verkehr, obwohl die Sonne noch nicht aufgegangen ist. Annuschka fährt lange mit dem Bus, bis an den Stadtrand, dann steht sie vor ihrem Wohnblock und schaut hinauf zu ihren Fenstern, hoch oben. Sie sind noch dunkel, aber als der Himmel heller wird, sieht sie, dass in der Küche ihrer Wohnung das Licht angeht, und sie geht los, auf den Eingang zu.